

Paper-ID: VGI_198501



Grazer Impressionen

Otto Hofmann-Wellenhof ¹

¹ *Graz*

Österreichische Zeitschrift für Vermessungswesen und Photogrammetrie **73** (1), S. 39–42

1985

Bib_TE_X:

```
@ARTICLE{Hofmann-Wellenhof_VGI_198501,  
  Title = {Grazer Impressionen},  
  Author = {Hofmann-Wellenhof, Otto},  
  Journal = {{\u00}sterreichische Zeitschrift f{\u00}r Vermessungswesen und  
    Photogrammetrie},  
  Pages = {39--42},  
  Number = {1},  
  Year = {1985},  
  Volume = {73}  
}
```



Grazer Impressionen

Von *Otto Hofmann-Wellenhopf*

Der Dichter Franz Nabl, der 1974 im 91. Lebensjahr in Graz verstarb, widmete in einem seiner letzten Werke, dem er den zusammenfassenden Titel „Die zweite Heimat“ gab, insbesondere ein Kapitel seiner zweiten Heimatstadt, der Stadt Graz, das die Überschrift trägt „Die mütterliche Stadt“. Im Eingangsabschnitt heißt es:

„Um diese Stadt so richtig ganz aus ihrem innersten Wesen heraus zu erkennen und zu verstehen, müßte man sich ihrer aus der Zeit vor dem ersten großen Krieg erinnern, als sie noch die Hauptstadt des „Kronlandes“ Steiermark war, inmitten des alten Österreich und nicht hinausgedrängt an den Saum des heutigen und gleichsam an das Ende eines toten Geleises.“

Freilich, die Stadt wurde schon damals scherzhaft „Pensionopolis“ genannt, Ruhe und Zufluchtsort für viele an der gebotenen Altersschwelle angelangte oder vielleicht schon früher ein wenig müde gewordene Diener des Staates und der Armee. Findet sich doch bereits in einer Schrift aus dem Ende des 18. Jahrhunderts der lobpreisende Satz: „Die meisten Leute, welche sich einmal in Graz niederlassen, verlieren die Lust, ihren Wanderstab wieder weiterzusetzen.“

Pensionopolis! Wessen Kinderjahre noch in ihr wurzeln, wessen Kinderjahre noch vom weiten Himmel der großen Monarchie überwölbt waren, der sieht sich nun „auf seine alten Tage“ unter einem biologisch wie geographisch schmäleren Horizont – welch köstliches Phänomen! – in eine Avantgarde-Polis (um den k.u.k. Armee-Jargon zu bemühen) transferiert.

„Ungleich verteilt sind des Lebens Güter unter der Menschen flücht'gem Geschlecht“, ließe sich Schiller zitieren mit dem Blick auf diese sehr betagte Generation Grazer, die in der drangvollen Jugend das mild vergilbte „Ambiente“ einer Pensionistenstadt dämpfend umfing, während nun in ihrem eher der Ruhe zugeneigten Alter avantgardistische Bizarerien die ehrwürdigen Stadtparkbäume zum Rauschen bringen wollen.

Die Überlieferung weiß es besser.

Der feinsinnige Kulturphilosoph und Musikwissenschaftler Hans von Dettelbach schrieb ein 1966 erschienenenes „Buch des Gedenkens“, das er „Steirische Begegnungen“ nannte. Eine dieser Begegnungen stellte die jahrzehntelange freundschaftliche Verbundenheit mit Rudolf Hans Bartsch dar. Ich nenne Bartsch weder Dichter noch Schriftsteller, da ich hoffe, daß es gerade den Hochbetagten zielt, wenigstens kleinweis mit der Zeit zu gehen. „Zizerlweis“ kann ich sogar schreiben, weil dieses Wort im „Österreichischen Wörterbuch“, das im Auftrage des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst in immerwieder neu bearbeiteten und erweiterten Auflagen herauskommt, angeführt und damit approbiert ist. Aber wenn schon weder Dichter noch Schriftsteller, so darf ich Bartsch doch einen Fremdenverkehrsfaktor nennen.

„1908 erschienen bei Staackmann in Leipzig die ‚Zwölf aus der Steiermark‘ von Rudolf Hans Bartsch und brachten einen Erfolg, der für die damalige Zeit ganz ungewöhnlich war, den der Begriff des Bestsellers war noch unbekannt“, schreibt Dettelbach und fährt fort: „Mit welchem Zauberton hatte Bartsch die Seelen seiner Zeitgenossen berührt? Der Hintergrund des Romanes, die baumumrauschte Stadt Graz, die – so Bartschs Worte –, vor allen großen Städten Naturbeseelte, so still, so aufhorchend und doch voll leiser Eindringlichkeit wie keine zweite“. Die Schilderung der naturverlorenen Stadt, der eigentlichen Hauptheldin der Geschichte, rauschte wie ein Strom durch das Buch. Und das war das Zugkräftige an dem Roman. Menschen aus dem ganzen deutschen Raum lasen das Buch und reisten nach dem Süden, um das Paradies einer Stadt und einer Landschaft kennenzulernen, die ein Dichter also zu preisen wußte.“

Die Avantgarde-Polis darf selbstverständlicherweise von ihren zeitgenössischen Schilderern nicht als Paradies dargestellt werden. Paradiese sind für Menschen außer Kurs, die keine Höllen durchmachen mußten. Und so erweist es sich hinterher, daß doch die Kinderzeit in der Pensionopolis durch eine Welt der Romantik verzaubert war, der man heutzutage, wenn schon keinen anderen Wert, so doch den der „Umwegsrentabilität“ zubilligen muß.

Zum Unterschied von der kritischen Literaturgeschichte erwies sich die Stadt ihrem poetischen Herold pietätvoll dankbar. Bartsch hatte, seinem Wesen entsprechend, die letztwillige Verfügung getroffen, daß seine Asche im Gemäuer der sogenannten Kanonenbastei des Schloßberges, wo der Blick weit hinausgeht in das südliche Land, bis über die Grenzen der heutigen Steiermark, beigesetzt werden möge.

1953, im Beisein des Bürgermeisters Prof. Dr. Eduard Speck und anderer Würdenträger der Stadt, wurde getreulich diesem Wunsche entsprochen. Der Kärntner Dichter Josef Friedrich Perkonig widmete dem toten Freund für die Gedenktafel an der Bastei die Worte als Grabinschrift: „Die Gestirne waren seine Uhr, die Winde sein Atem, die Jahreszeiten seine Herzschläge, sein Bruder war der große Pan.“

Jahrzehnte nach Bartsch rühmte ein Wiener Schriftsteller — ob es nicht Hans Weigel war? — an Graz in sehr einfühlsamer Weise, daß hier die Umgebung bis mitten in die Stadt reiche.

Und dabei ist es — Gott sei Dank — so ziemlich geblieben. Natürlich baute sich auch um Graz herum ein Ring der Abscheulichkeiten auf, die keinen einzigen Gast aus dem deutschsprachigen oder sonstwie-sprachigen Raum anlocken werden, zumal ja kreuz und quer durch die Kontinente alle Inwohner dieselben Scheußlichkeiten, die Hans Sedlmayr mit der treffenden Bezeichnung „Betonställe für Nutzmenschen“ charakterisierte, ohnedies bei sich daheim haben.

Ein gütiges Geschick bewahrte die schöne Grazer Alt- und Innenstadt vor den wesentlichsten Zerstörungen, so gab es hier nur verhältnismäßig geringe Nötigungen zum Wiederaufbau mit ihren unvermeidlichen Versuchungen. Die Hauptsünden hatten allerdings nicht die zahlreichen und auch an Menschenleben verlustreichen Bombenangriffe zur Ursache. Erst im Zeichen des Wohlstandes wuchs der Wagemut und erzeugte an sich imponierende Bauten, deren Situierung in zwei ganz besonders markanten Fällen grotesk ist und geradezu eine „Großverschandelung“ bewirkte, ohne dadurch die Stadt, der man dies antat, zur Großstadt zu machen.

Eine feuilletonistische Darstellung darf sich gewiß nicht mit einem beigefügtem Quellenachweis wichtig nehmen, gleichwohl bemerke ich mit Besorgnis, bisher lediglich Gewährsmänner aus dem Reiche der Kunst oder der Kunstgeschichte zitiert zu haben: Nabl, Dettelbach, Bartsch, Perkonig, Sedlmayr. So griff ich zu jenem Werk, das für objektive Verlässlichkeit geradezu sprichwörtlich ist: zum Großen Brockhaus. Im Band 7/1969 finde ich unter dem Stichwort Graz: „Bei den Kämpfen 1934 sowie durch die Luftangriffe im zweiten Weltkrieg erlitt Graz erhebliche Schäden.“ Diese „Zusammenschau“ ist so unsinnig und falsch, daß sie wenigstens an dieser Stelle und hiemit — wie man heutzutage zu sagen pflegt — „aufgearbeitet“ sein soll.

In unserer jubiläumsfreudigen Zeit feierte natürlich auch Graz mit und zwar — mir scheint (ich sehe lieber nicht im Lexikon nach) vor sechs Jahren — den 850. Geburtstag als Stadt. Besonders liebenswürdig und dem allem „Avantgarde-Polis-Image“ trotzenden Pensionopolis-Rest entsprechend fand ich den Entschluß der Stadtväter, einen schönen neuen Straßenbahnzug außerhalb der nur im ein- oder zweistelligen Zahlenraum sich bewegenden üblichen Numerierung mit „850“ zu bezeichnen. Er wurde mit Stichen von Alt-Graz geschmückt und mit einem Teppichboden belegt. Der Teppich ist inzwischen hin. Die Bilder hängen noch. Und das Ganze ist ein kleines Stück Graz, wie es die alteingesessenen Bewohner lieben.

Oder noch ein Stück Graz: der schöne Ring — durch den Stadtpark, am Opernhaus vorbei zum Platz am Eisernen Tor, der vormals nach dem Eisernen Kanzler im volkstumsbewuß-

ten Graz benannt war. Dieser schöne Ring hieß in meinen Kindertagen nach einem erzherzoglichen Mitglied des Kaiserhauses „Karl-Ludwig-Ring“; dann „Ring des 12. November“; nach weiteren rund 16 Jahren „Dr.-Dollfuß-Ring“; vier Jahre später „Friedl-Sekanek-Ring“, nach einem 1934 gefallenen NS-Putschisten; sieben Jahre hernach, anno 1945 „Opernring“. Das hält jetzt schon rund 40 Jahre. An den 850 Graz-Jahren gemessen zwar eine geringe Spanne, aber ich meine, wir sollten sie doch dankbar zur Kenntnis nehmen und auch den Namen „Opernring“ für die fernere Zukunft als praktikabel gelten lassen.

Zu den schönsten Städtebildern kann man — ohne aufdringlichen Lokalpatriotismus — jenes zählen, das sich dem Fußgänger darbietet, der aus der Schmiedgasse zum Hauptplatz kommt. Dieser Standort ist leicht zu finden, da er sich in unmittelbarer Nachbarschaft des neuen Spielcasinos befindet, auf das schon an der Peripherie an sämtlichen Einfallstraßen Richtungspfeile hinweisen, die dem alteingesessenen Grazer eine neue Sorte Lokalstolz injizieren.

„Auf allem Heimatlichen liegt ein besonderer Glanz“, will ich nochmals Dettelbach zitieren. „Nicht selten sind es die Erlebnisse der Nähe, die für uns weitere Bezüge öffnen. Sie verblenden nicht im Lauf der Zeit, sondern füllen sich mit immer stärkerem Leben. In einer Epoche der wachsenden Unsicherheit unserer Existenz kann uns der Blick in eine reiche und würdige Vergangenheit mit neuem Glauben und neuer Hoffnung beschenken.“

Diese „reiche und würdige Vergangenheit“ begegnet uns in der Altstadt buchstäblich auf Schritt und Tritt. Vollends die sogenannte „Stadtkrone“ — Dom, Mausoleum, Burg — läßt es ohne weiteres einsichtig erscheinen, daß Graz durch ein rundes halbes Jahrhundert Hauptstadt des Deutschen Reiches war. Dann die alten Plätze — etwa das Dreigestirn Glockenspielplatz, Mehlsplatz, Färberplatz. Viele schöne Höfe und Passagen wurden in den letzten Jahren, wie es in der offiziellen Funktionärssprache heißt, „neu renoviert“; ja mehr noch: „revitalisiert“. Oder nehmen wir doch das bereits erwähnte Österreichische Wörterbuch zu Hilfe mit dem ganz schlichten Terminus „herg'richt“. Hier oder auch im „Kälbernen Viertel“ hinter der Franziskanerkirche kann man noch zu Fuß gehen. Spazieren. Überhaupt in dem, was „City“ heißt und auch so gesprochen wird.

Von weitberühmten Stätten abgesehen ist es im allgemeinen nicht üblich, Stadtbewohnern den Besuch von Friedhöfen zu empfehlen.

Der kleine St.-Leonhard-Friedhof in Graz — von „überschaubarer“ Größe rühmt man heutzutage derartiges Format — vermag auf einem wenige Minuten währenden Rundgang dem empfänglichen Betrachter das Abbild des versunkenen Kosmos Österreich-Ungarn zu vermitteln. Und vielleicht wirkt aus diesen Gräbern noch heute ein Erbe fort, für das „Kosmopolitentum“ viel zu hoch gegriffen ist. Auf eine oberflächliche und banale Formel gebracht: ich meine, auch heutigen Tages wird etwa ein Tiroler in Graz viel rascher und müheloser „integriert“ als ein Grazer in Innsbruck.

Man kann auch auf dem Leonhard-Friedhof eine Ahnung dessen erfahren, was einst bei uns „Gesellschaft“ hieß und heute mit „Jet Set“ ganz gewiß nicht einmal sinngemäß zu übersetzen ist.

Der Blick vom Schloßberg, von der Bürgerbastei unterm Uhrturm insbesondere — ich will niemandem meine Empfindung aufdrängen, aber ich könnte mir vorstellen, daß er unvergeßlich ist. Die Dachlandschaft, Giebel und Türme, vorderen Vordergrund sich vor allem zwei Exzesse provinziellen Hochhaus-Hochmuts besonders peinlich ausnehmen.

Vor zehn Jahren etwa konnte ich mit einem Hubschrauber in geringer Höhe über der Stadt schweben und beglückt erkennen, was das ist: eine Stadt, die im Schutze ihres mächtigen Festungsberges einst organisch wuchs wie die Jahresringe eines Baumes. Freilich waren es nicht die bereits erwähnten 850 Jahresringe, die organisch gewachsen waren, sondern viel-viel weniger.

In der Volksschule, an deren Klassenwänden noch das Bild des alten Kaisers hing, hatten wir die schöne Sage gelernt, wie der Teufel mit je einem Felsbrocken unter den Armen über das Grazer Feld in den Lüften fuhr. Eine Prozession erregte seinen intoleranten Unwillen, so

daß er grollend die Felsbrocken in die Tiefe warf. Aus dem größeren entstand der Schloßberg. Der kleinere landete ein wenig nördlicher und ward — für den Teufel besonders verdrießlich — der Kalvarienberg.

Die heute die Geschicke der Stadt bestimmende Generation sollte sich gelegentlich Gedanken darüber machen, mit welcher Sage sie dereinst ihren Kindeskindern die Entstehung des Hochhauses in der Elisabethstraße und jenes hinter dem Griesplatz auch nur einigermaßen verständlich machen könnte.

Wenn es sich um Bücher handelt...



Buchhandlung Leykam

Graz, Stempfergasse 3

Liezen, Hauptstraße 29

Leoben, Franz Josef Straße 1

Kapfenberg, Koloman-Wallisch-Platz

Murzzuschlag, Toni-Schruf-Gasse 12

Feldbach, Grazer Straße 9